

BESONDERE KENNZEICHEN

Loslassen, besser werden



Die Akkordeonistin Viviane Chassot (40).

JOËL HUHN / IZZ

Viviane Chassot gilt als beste Akkordeonistin der Schweiz. Sie spielt lieber Mozart als Polka und vertont auch mal Bilder von Paul Klee. Und wäre fast an ihrer Verbissenheit gescheitert. VON CLAUDIO RIZZELLO

Abendkonzert in der Pfarrkirche Altendorf im Kanton Schwyz. Das Chorgewölbe ist stuckverziert, die Kronleuchter prächtig, die Holzbänke voll. Vor den drei Altären sitzt das Orchester, und auf einem Podest in der Mitte Viviane Chassot im königsblauen Kleid, ihr wichtiges Akkordeon auf dem linken Oberschenkel. Auf dem Programm stehen Tango-Variationen, ein Klavierkonzert von Mozart und ein Streichquartett. Nicht gerade typisch für ein Instrument, das im deutschsprachigen Raum zuweilen als «Quetschkommode» abgetan wird.

Viviane Chassot, die 40 ist und viel jünger wirkt, zieht ihr Akkordeon an dramatischen Stellen so lang und krumm, dass sie dahinter fast verschwindet. In ruhigeren Momenten faltet sie es behutsam zusammen, hält ein Ohr ans schwarze Chassis und lauscht den Luftzügen. Wie vielseitig dieser Kasten klingt! Wie ein vertonter Spaziergang an der Seime, so sehr gehört das Akkordeon zum französischen Chanson. Wie eine Kirchenorgel, mächtig-betörend. Oder erhaben wie eine Oper. Als gehöre das Akkordeon genau dorthin, wo Viviane Chassot es gerade spielt: inmitten eines klassischen Orchesters.

Es gibt nur wenige Akkordeonisten, die von der Musik leben können, und Viviane Chassot ist eine davon. Kennern gilt sie als beste Akkordeonistin der Schweiz. Dass sie ihr Instrument so unkonventionell spielt, brachte ihr eine gewisse Bekanntheit ein. Sie machte Musiktheater, gab mit einem Zither-Spieler Duette, vertonte Bilder von Paul Klee. Und vor allem spielt sie klassische Musik, von Bach über Haydn bis Schumann. Diesen Freitag erscheint bei Sony Classical ihr zweites Album, drei Konzerte von Mozart, aufgenommen mit dem Kammerorchester Camerata Bern. Mozart mit Akkordeon – natürlich rümpften orthodoxe Musik-

Chassot lernte, dass der eigene Antrieb von innen kommen muss. Oder wie sie auch sagt: aus der Seele.

liebhaber anfangs die Nase und fragten sich: Darf die das? Chassot nimmt das mit der Gelassenheit derjenigen auf, die für den bedeutenden Pianisten Grigori Sokolow einen Konzertabend eröffnete und in der berühmten Londoner Wigmore Hall auftrat. Sie behauptet: Hätte es das Akkordeon zu Haydns und Mozarts Zeiten schon gegeben, hätten auch sie etwas dafür geschrieben.

Sie hörte «Schneewalzer» und Schlager

Die beiden Komponisten hörte sie zum ersten Mal, als sie Ballett tanzte. Da war sie noch ein Kind, und irgendwann wünschte sie sich, selbst Musik zu machen. Entweder – oder, sagten ihre Eltern, Chassot entschied sich fürs Musizieren. Ihr Vater hatte immer an Weihnachten ein Akkordeon aus dem Koffer gehievt, er spielte den «Schneewalzer» und Schlager wie den deutschen Welterfolg «Capri-Fischer». Die Musik gefiel ihr überhaupt nicht, wohl aber das Instrument. Sie liebte es sich vom Vater, nahm Unterricht und hatte das Glück, einen Lehrer zu haben, der sie schon bald spielen liess, was sie wollte: klassische Musik.

Als Schülerin spielte sie an Wettbewerben gegen Studenten von Musikhochschulen – und gewann. Sie übte ständig, fehlte dafür in der Schule so oft wie gerade noch erlaubt. «Ich habe die Noten gefressen, mühselos.» Am liebsten hätte sie die Schule abgebrochen, um sich ganz dem Akkordeon zu widmen, doch sie hielt durch.

Danach studierte sie an der Hochschule der Künste in Bern, beim renommierten Akkordeonlehrer Teodoro Anzellotti. Sie übte und übte, noch mehr als vorher, bis es kaum mehr Spass machte. Chassot überlegt und sagt: «Ich wusste, ich musste das überstehen.» Denn sie wollte für ein Konzertleben gewappnet sein.

Und dann kam die Zäsur. Das, was Viviane Chassot «den Bruch» nennt. Beziehungen endeten, konkreter will sie es nicht sagen. Jedenfalls gingen viele Gewissheiten verloren, auch in der Musik. Sie war 26 Jahre alt, hatte mehr als die Hälfte ihres Lebens Akkordeon gespielt, und auf einmal zitterte sie, wenn sie ihr Instrument nur berühren wollte. Sie fürchtete, nie wieder spielen zu können.

Chassot zog sich zurück und las Hesse, Nietzsche und Rilke. In dessen «Briefen an einen jungen Dichter» fand sie Halt, in Sätzen wie: «Ihre Persönlichkeit wird sich festigen. Ihre Einsamkeit wird eine dämmernde Wohnung werden, daran der Lärm der anderen fern vorübergeht.» Es ist eine ihrer Lieblingsstellen, so geht es weiter: «Und wenn aus dieser Wendung nach innen, aus dieser Versenkung in die eigene Welt Verse kommen, dann werden Sie nicht daran denken, jemanden zu fragen, ob es gute Verse sind.» Chassot lernte, dass der eigene Antrieb von innen kommen muss. Oder wie sie auch sagt: aus der Seele.

Das sieht man ihr heute an. Beim Konzert in Altendorf ist ihr Gesicht ständig in Bewegung. Erst hebt sich eine Augenbraue, dann die andere; ihre Augen pendeln zwischen dem Ersten Violinisten und dem Publikum. Ihre Mundwinkel weiten sich zu einem Lächeln, ihre Lippen zucken, wie bei einem improvisierenden Jazzpianisten. Der Dirigent an diesem Abend sagt, ihm komme es vor, als ob Chassot mit ihrer Musik etwas sagen wolle.

Nach dem Bruch verliebte sie sich in einen Tonmeister, folgte ihm nach Leipzig, veröffentlichte 2009 ihr erstes Album, Sonaten von Haydn. Sie trennte sich bald vom Tonmeister, zog zurück nach Basel, und alles wurde allmählich besser, unverkrampfter. «Auf einmal gab es ein Leben ausserhalb der Musik», sagt sie, «es machte sogar Spass.» Sie fand neue Freunde, und manchmal genoss sie es einfach, ein Eis zu essen.

Sie spielt gern nachts

Und auch die Musik war plötzlich wieder voll da. Anders als zuvor, leichter. Sie spielte gern nachts, wenn alles ruhig war, in ihrer dachkammerartigen Wohnung; die Nachbarn beschwerten sich nicht. Derzeit spielt sie viel Mozart. Dabei entstehe dieses Gefühl, das sie an eine unbeschwertere Kindheit erinnere, «an eine Blumenwiese, an das Herumhüpfen». Sie glückt und wirkt etwas kindlich.

Viviane Chassot hat nach all dem Überübungsloszulassen gelernt. Sie sagt, sie könne sich vorstellen, ein halbes Jahr gar nicht zu spielen. Sie hält inne und lacht, als würde sie das selbst kaum glauben. Dann sagt sie: «Vielleicht ist es wie in der Liebe: Was man am meisten liebt, lässt man gehen.»

Nach dem Konzert in der Pfarrkirche in Altendorf kommen alte Bekannte auf Chassot zu, sie wuchs in der Nähe auf. Ihr erster Akkordeonlehrer gratuliert ihr, und eine Frau sagt, die Musik habe sie tief berührt. Chassot strahlt. Später sagt sie, dass sie genau so weitermachen will. Dass sie immer wieder in sich hineinhorchen und sich fragen will: Kommt die Musik noch von innen?



IN JEDER BEZIEHUNG

Mein erster Mann

Von Birgit Schmid

Noch nie hat eine Frau vom Mond aus auf die Erde hinuntergeschaut. Auf den Gedanken wäre ich nicht gekommen, wenn mich der Ausstellungskatalog des Zürcher Kunsthauses nicht darauf hingewiesen hätte.

Im Kunsthaus läuft die Ausstellung «Fly me to the Moon», denn fünfzig Jahre ist es her, dass der erste Mensch auf dem Mond gelandet ist. Es ist eine schöne Schau, vertreten sind viele Künstlerinnen, und auf dem Ausstellungsplakat sieht man nicht etwa einen der zwölf Astronauten, die dort oben ihre Fussabdrücke hinterliessen, sondern eine Barbie mit Helm. Sie entstammt dem Pop-Art-Gemälde «Cosmonaut No. 1» des Künstlerduos Dubossarsky & Vinogradov.

Der Satz im Begleittext zur Ausstellung, der mir zu denken gab, geht so: «Auf dem Mond waren mitunter keine Frauen, keine Schwarzen, keine Asiaten, keine Armeegegner oder Pazifisten, keine Homosexuellen – diese sasssen nur als Zuschauer vor den Bildschirmen, wenn überhaupt.» Das schreibt Kuratorin Cathérine Hug, die diesen «Ausschlussmechanismus» in einer Collage von Hannah Höch dargestellt sieht. Die Collage trägt den Titel «Den Männern gewidmet, die den Mond eroberten».

Interessante Sicht, aber erhellen tut sie mir nichts, im Mondschein betrachtet. Das Jubiläum fiel mir bisher nicht als männliches Ereignis auf: als männliche, weisse, heterosexuelle Feier, die man als Frau stören müsste. Dabei stimmt es ja, die Frauen der Astronauten sahen unten auf der Erde bloss zu und bangten um ihre Männer. Der Rest fieberte mit.

Feministische Deutungen wie jene der Kuratorin verkleinern die Faszination zwar nicht. Auch soll die Kunst alles dürfen und jeder deuten, was er will. Trotzdem finde ich die Referenz an den Zeitgeist seltsam: An Diversität und Inklusion, diesen zwei aufgeladenen Wörtern, werden nun selbst historische Ereignisse gemessen. Schon klar, es wäre cool gewesen, wenn 1969 eine schwarze lesbische Militäringenieurin bei der Nasa gearbeitet hätte und für die Mondmission aufgegeben worden wäre. Das passierte aber nicht, weil die Gesellschaft leider noch nicht so weit war; 1972 betrat zum letzten Mal ein Mensch den Mond. Es ist so offensichtlich, dass ich nicht mahnend daran erinnert werden muss. Wie eine Mahnung klingt es aber: Denke nicht an Neil, Buzz und wie sie heissen, ohne an Frauen, Schwarze, Schwule und Pazifisten zu denken.

Damals war ich noch nicht auf der Welt, aber schon immer habe ich die Männer im Mond bewundert. Ich bewunderte auch Abenteuerinnen wie die Pilotin Amelia Earhart, die 1937 als erster Mensch den Äquator umrunden wollte und seither verschollen ist. Mein Bild von Männlichkeit haben tatsächlich die furchtlosen, kühnen, schweisgamen Männer geprägt. Weder ihnen noch mir hat das geschadet. Der Mensch muss bewundern und bewundert werden auch. Zum andern hochschauen gehört zum Anfang der Liebe. Je länger man hochzuschauen vermag, desto besser.

So lege ich weiter den Kopf in den Nacken. Nur deshalb beschäftigte es mich so, als 1986 die Raumfähre «Challenger» mit sieben Astronauten nach dem Start explodierte. Zur Crew gehörten zwei Frauen und ein Schwarzer. Es tat sich also schon vor 33 Jahren etwas. Um den, der mir am besten gefiel, trauerte ich am meisten. An diesem Fernen erprobte ich Gefühle wie Angst, Sehnsucht, Trauer. First Man. Mein erster Mann.

Wem dieser Mond-Kult zu maskulin-verklärend ist, der kann sich im Museums-Shop ein Foulard kaufen. Es ist mit der berühmten Raketengläse bedruckt, die man schnell essen muss, bevor sie wegschmilzt.